

Der Wolf lebt in einer freundlichen, aber strikt hierarchischen Gemeinschaft. Einer Art täglicher Versammlung auf der Hundewiese mit immer fremden Artgenossen wäre für ihn sicher ein Graus.



VERWANDT?

Genetisch gesehen, ist der Affe dem Menschen am nächsten. Und der Wolf dem Hund. Aktuelle Forschungen aber untersuchen Verhalten, Kommunikation und Verständnis füreinander – und schmieden dabei ganz neue Evolutionstheorien

Fotos: WALTER SCHELS Text: KATE KITCHENHAM

BEAGLE WAR EINE BRITISCHE BRIGG mit zehn Kanonen und dem Namen einer Hunderasse. Auf ihr stach Charles Darwin als unbezahlter Naturforscher 1831 in See, Kurs Südamerika. Später, 1835, waren seine Beobachtungen auf den Galápagos-Inseln Grund für erste Notizen, aus denen er später seine berühmte Evolutionstheorie entwickelte. Die revolutionären Vorstellungen von der Entstehung der Arten stießen bei Kirche und Wissenschaft auf wenig Begeisterung: Der Mensch als enger Verwandter des Affen anstatt Produkt eines exklusiven Schöpfungsaktes? An diesen Gedanken konnten sich Darwins Zeitgenossen nur schwer gewöhnen.

Heute, zweihundert Jahre nach Darwins Geburt, zweifelt kaum einer an der engen Verwandtschaft zum Schimpansen – und auch der Hund ist wieder in den Fokus der Evolutionsforschung gerückt: Im Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig widmet sich ein Stab renommierter Wissenschaftler der Entstehung unserer kognitiven Leistungen wie Erinnerung, Lernen, Kreativität oder dem Willen und vergleicht geistige Fähigkeiten von Menschenaffe, Mensch und

Hund. „Dafür, dass der Haushund von Evolutionsforschern untersucht wird, gibt es zwei gute Gründe“, erklärt Verhaltensbiologin und Buchautorin Dr. Juliane Kaminski („Der kluge Hund. Wie sie ihn verstehen können“): „Er hat sich als Art erst innerhalb der letzten 15 000 Jahre entwickelt. Das ist, evolutionsbiologisch betrachtet, eine sehr kurze Zeitspanne, in der Hunde erstaunliche kommunikative Fähigkeiten entwickeln konnten.“ Für Forscher ist der Hund ein spannendes Terrain bei der Suche nach der genauen Entstehung kognitiver Leistungen. Zudem lohnt der Blick auf verschiedene Spezies: „Um zu verstehen, wie sich eine Fähigkeit entwickelt, muss man möglichst viele Arten vergleichen.“ So werden Wolfsstudien an der Universität Budapest berücksichtigt, „damit wir erkennen, welche Fähigkeiten Hunde im Vergleich zu Wölfen dazugewonnen oder verloren haben“, erklärt Kaminski. Und als wolle Darwins legendärer Hundesegler die Wissenschaftler von heute auf Forscherkurs halten, gibt es im Moment so viele Untersuchungen um die Begabungen von Mensch, Affe, Hund und Wolf wie nie zuvor. Beste Bedingung um zu vergleichen, welche Talente die vier Arten teilen, wo Unterschiede deutlich werden und woran es liegen könnte, dass Mensch und Hund so gut zusammenpassen.

Der Affe in uns

Um mehr über unsere nächsten Verwandten, die Menschenaffen, zu erfahren, schickte der Anthropologe Louis B. Leaky in den 1960er Jahren drei Felforscherinnen in die Wildnis. Ihr Auftrag: die großen Menschenaffen Gorilla, Orang-Utan und Schimpanse in deren natürlichem Umfeld zu beobachten. Viele der bis dato als menschlich bezeichneten Fähigkeiten wie Werkzeuggebrauch, Kriegsführung oder Anfänge von Kultur wurden dabei zum ersten Mal bei frei lebenden Menschenaffen beobachtet. Fünfzig Jahre weiter sind Wissenschaftler heute in der Lage abzugrenzen, was uns auszeichnet – und was wir mit Schimpanse und Bonobo, unseren nächsten Verwandten im Tierreich, teilen.


SCHIMPANSEN HABEN KULTUR

In Zentralafrika sind sieben Schimpansenpopulationen besonders intensiv erforscht worden. Dabei stießen die Forscher immer wieder auf Verhaltensweisen, die entweder keinen augenscheinlichen Sinn haben, oder von Population zu Population anders praktiziert werden. Berühmtes Beispiel ist der „Regentanz“: Während in der einen Gruppe nur die Männchen durch den Regen springen, bewegen sich in einer anderen Region alle zusammen zum Rhythmus der Tropfen. Wiederum woanders wird stumm unterm Blätterdach verharrt. Die Vielzahl von Verhaltensweisen ließ für die Forscher nur einen Schluss zu: Jede Schimpansengesellschaft hat eigene „Sitten“ und „Gebräuche“. Ethologen sehen darin erste Anzeichen von Kultur.

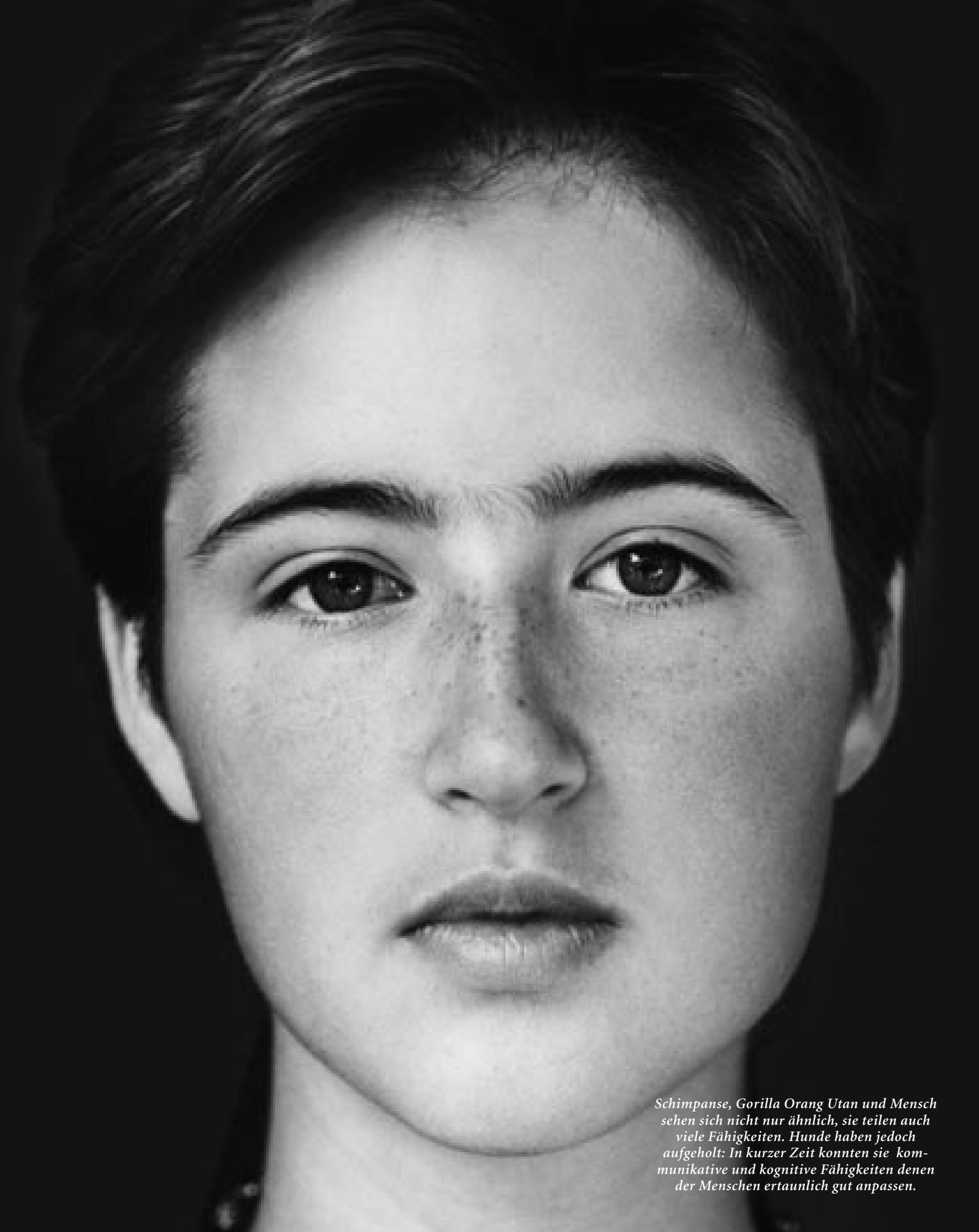
AFFEN TÄUSCHEN, & TAKTIEREN

Menschenaffen können Artgenossen „durchschauen“, meint Forscherin Kaminski: „Wir wissen heute, dass zumindest Schimpansen ein recht flexibles Verständnis ihres Gegenübers besitzen.“ Der Affe weiß zumeist, was gerade in einem anderen Artgenossen vor sich geht. Er beobachtet, analysiert ihr Verhalten, kennt Eigenarten der anderen Gruppenmitglieder und weiß, wie man heimlich ein begehrtes Futterstück bekommt, bevor der Chef es entdeckt. Noch etwas können Affen wie Menschen: „sie erfassen kausale Zusammenhänge sehr gut, finden zum Beispiel ein verstecktes Futter durch Überlegung – Hunde suchen wahrscheinlich nur nach einer Lösung, indem sie andere beobachten oder auf Erfahrungen zurückgreifen.“

AFFEN WISSEN VOM ICH

Der amerikanische Wissenschaftler Gordon Gallup machte 1977 Schimpansen und Orang Utans zunächst mit einem Spiegel vertraut. Dann malte er ihnen unter Narkose einen roten Fleck auf die Stirn und konfrontierte die Affen nach dem Aufwachen mit dem eigenen Spiegelbild. Ergebnis: Die Tiere versuchten gezielt, sich den Farbklecks gew zuwenden – und nicht dem Artgenossen im Spiegel. Für Gallup ein Hinweis auf ein „Selbst-Bewusstsein“ der Tiere. Im Freiland 

Wer verstehen will, wie sich eine Fähigkeit entwickelt, muss so viele TIERARTEN wie möglich vergleichen



Schimpanse, Gorilla Orang Utan und Mensch sehen sich nicht nur ähnlich, sie teilen auch viele Fähigkeiten. Hunde haben jedoch aufgeholt: In kurzer Zeit konnten sie kommunikative und kognitive Fähigkeiten denen der Menschen ertaunlich gut anpassen.



Im direkten Vergleich mit anderen domestizierten Tieren sticht der Hund heraus: Er kann kommunikatives Verhalten des Menschen am besten und flexibelsten nutzen, sagen die bisherigen Studien der Verhaltensbiologie.

konnte sogar beobachtet werden, wie Schimpansen sich selbst heilen wollen, indem sie bei körperlichen Beschwerden gezielt Blätter zerkauen, die sie sonst meiden. Inhaltsstoffanalysen der „Heilpflanzen“ haben gezeigt, dass der Saft unter anderem starke antibakterielle Wirkung hat. Die Forscher vermuten, dass diese Heil-Kenntnis innerhalb einer Gemeinschaft von einer Generation an die nächste weitergegeben wird.

SCHIMPANSEN FÜHREN KRIEGE

Für die britische Primatologin Jane Godall war es ein Schock, als ihre zumeist friedlichen Schimpansen zu brutalen Kriegsführern wurden. Grund für den „Krieg“ war ein Konflikt um Territorialgrenzen mit einer benachbarten Population. Die Beobachtungen zeigen, dass Schimpansen im Extremfall Aggressionsformen zeigen, die vielen Grausamkeiten menschlicher Kriegsführung ähneln. Ausnahme: Bonobos, die sich bei Interessenkonflikten häufig mit Sex beruhigen.

SOZIALES WUNDERTIER MENSCH

Bei so viel Ähnlichkeit bleibt die Frage nach den Unterschieden: Konzertpartituren, Romane und Gedichte schreiben, Kathedralen oder Atombomben bauen - das bleibt im Tierreich unerreicht und damit universell menschlich. Einen möglichen Grund für mehr Hirnleistung bei minimaler genetischer Abweichung zu Menschenaffen entdeckte Kaminskis Leipziger Kollege Swante Pääbo: entscheidende Gene im Menschengehirn sind bis zu fünfmal aktiver als bei Schimpansen, so das Ergebnis seiner Studie.


Doch wie konnte sich die intensive Nutzung des Gehirns entwickeln? Eine Hypothese ist die der „kulturellen Intelligenz“: weil Wissen immer schneller und unkomplizierter untereinander weitergegeben werden musste, brauchten Menschen ein ausgefeiltes Kommunikationssystem und hohe soziale Fähigkeiten. „Für die selbstlose Weitergabe von Wissen müssen Menschen hochsozial sein. Sie stellen ihr Können und ihre Erfahrung nicht nur ihren nächsten Familienangehörigen, sondern der Gattung Mensch im Allgemeinen zur Verfügung. Unsere Stärke ist

deshalb ganz klar die Kooperation innerhalb verschiedener Gruppen. Das hat uns so erfolgreich gemacht und zur Evolution immer größerer kognitiver Fähigkeiten geführt.“ Unterstützung bekommt diese Hypothese jetzt von einer Studie ihrer Forscherkollegin Esther Herrmann. Sie führte kognitive Tests mit Menschenaffen und zweijährigen Kindern aus westlichen Industrienationen durch. Das Ergebnis: Während bei wissenschaftlichen Tests die Fähigkeiten der drei Arten meist ähnlich sind, zeigten die Kleinkinder im Vergleich mit Schimpanse und Orang Utan eine viel besser entwickelte soziale Intelligenz. Zur Zeit werden die Untersuchungen mit Kindern anderer Kulturen wiederholt. Juliane Kaminski: „Wenn wir etwas finden möchten, dass wirklich einzigartig menschlich ist, dann muss es universal zu finden sein – erst dann ist es ein echtes Kennzeichen der Population Mensch.“

2. Der Mensch im Hund

Viele Fähigkeiten, die Hunde heute in einer Art „Hochgeschwindigkeits-Evolution“ im Zusammenleben mit Menschen entwickelt haben, tragen menschliche Züge: „Es wird vermutet, dass sich die kognitiven Fähigkeiten der Hunde denen der Menschen angepasst haben,“ so Kaminski. Durch das Teilen von Steinzeitlager, Essen und, heute, dem Sofa, kam es über Jahrtausende zu einer Art Koevolution, einer gemeinsamen Entwicklung von Hund und Mensch. Besonders herausragend sind für Expertin Kaminski die hündischen Fähigkeiten bei der Kommunikation mit Menschen: „Wir konnten immer wieder erleben, dass der Hund sensibel auf Kommunikation mit Menschen reagiert.“ Die Begabung der Vierbeiner hat sich entwickelt, weil sie über weite Entfernung mit Menschen kommunizieren mussten: „Arbeitshunde wie Jagd- oder Hütehunde müssen auch auf Distanz menschliche Signale interpretieren können. Ein Grund, warum Vierbeiner besonders in Tests konkurrenzlos gut abschneiden, in denen feine Beobachtungsgabe und kluge Interpretation kleinster Hinweise durch den Menschen gefragt sind:

HUNDE DEUTEN SIGNALE

Im berühmten Becher-Test konfrontierten amerikanische Wissenschaftler Schimpansen, Hunde, Wölfe und Kinder mit zwei Bechern und zeigten dabei auf einen, unter dem ein Leckerbissen versteckt war. „Nur Kinder und Hunde konnten mit der Geste etwas anfangen,“ beschreibt Kaminski das Ergebnis „Danach wurde der gleiche Versuch ohne Zeigegeste durchgeführt – und schon waren die Wölfe ratlos.“ Einige Tests später wurden die Signale immer weiter reduziert, damit ausgeschlossen werden konnte, dass die Hunde auf die Bewegung der Zeigegeste reagieren – aber nicht auf das Zeichen, mit dem der Mensch auf den richtigen Becher aufmerksam machte. „Auch, wenn die Hunde nur die Augen des Menschen beobachteten, konnten sie daraus schließen, unter welchem Becher das Fressen versteckt war.“ Fazit: „Hunde sind Spezialisten im Beobachten und Interpretieren menschlicher Gesten – und damit Menschenaffen und Wölfen überlegen.“ 

Durch das
TEILEN von
Steinzeitlager
und Sofa
kam es über
Jahrtausende
zu einer Art
Koevolution
von Hund
und Mensch

HUNDE TRICKSEN UNS AUS

Besonders interessiert sich Verhaltensbiologin Juliane Kaminski dafür, was Hunde über das Sehen des Menschen wissen. Können sie zum Beispiel realisieren, was wir aus manchen Blickwinkeln nicht sehen? Und wissen sie, dass wir mit geschlossenen Augen oder abgewandtem Kopf nicht sehen können, was sie gerade machen?. Die Testergebnisse: „Hunde sind sensibel dafür, ob die Aufmerksamkeit des Menschen auf sie gerichtet ist“, fasst Kaminski zusammen: „Sie haben ein Verständnis davon, was ein Mensch oder anderer Hund von seiner Position aus sehen kann – und was nicht, sie beobachten die Aktivität unserer Augen und schließen daraus, ob wir aufmerksam sind oder nicht. Wenn wir Zeitunglesen oder Schlafen sind sie deshalb viel eher geneigt, verbotenen Dingen nachzugehen, als wenn wir sie ansehen.“ Auch Menschenaffen nutzen die Botschaft der Augen: „Das Beobachten von Artgenossen oder Menschen kann ihnen wichtige Informationen übermitteln, ob Gefahr droht oder das Gegenüber eine interessante Futterquelle entdeckt hat.“

Wölfe wählen Hunde als Bindungspartner, Hunde bevorzugen den MENSCHEN. Das haben Test gezeigt

HUNDE LERNEN WÖRTER

Ein Verständnis für das Erlernen menschlicher Sprache scheint Vierbeinern mittlerweile angeboren zu sein. Kaminski selbst hat das Sprachvermögen an Hunden erforscht, weit über 200 Begriffe konnten verschiedenen Individuen beigebracht werden. Allerdings gibt es hier unterschiedlich begabte Tiere: „Manche sind gut im Vokabelpauken, andere finden das uninteressant und lernen schlecht.“ Letztlich haben die Forscherinnen jedoch herausgefunden, dass Hunde sich nach einer Methode Begriffe merken, die auch Kinder nutzen: „Sie bedienen sich des Ausschlussprinzips“, erklärt Kaminski. Und das funktioniert so: Der Hund wird mit acht Stofftieren konfrontiert, von denen er sieben schon kennt. Nun fordert man ihn auf, den unbekanntem Gegenstand – zum Beispiel die „Schlange“ zu bringen. Er wählt nach kurzer Überlegung folgerichtig das Objekt, dessen Namen er vorher noch nicht gehört hat und bringt ihn zu seinem Besitzer. Fazit der Forscher: „Hunde sind sensibel für das, was wir ihnen sagen. Trotzdem sollten Menschen wenige, klare Worte nutzen, ansonsten geben Vierbeiner irgendwann auf, uns verstehen zu wollen“, meint die Verhaltens-Expertin. Auch Menschenaffen sind in der Lage, hunderte von Begriffen oder Taubstummensignale zu lernen und können dieses Wissen sogar an Artgenossen weitergeben. Wissenschaftler sind sich allerdings noch nicht einig, inwieweit das Wörterlernen die Tiere auch zum Sprachgebrauch (Satzbau, Verständnis von Vergangenheit und Zukunft) befähigt.

HUNDE SIND WENIGER SCHEU

Den größten Unterschied zu anderen Tierarten sieht Kaminski also in der Fähigkeit der Hunde, menschliche Kommunikationsformen zu deuten. Aber es gibt noch eine Besonderheit: „Die Domestikation hat dazu geführt, dass sich das Temperament des Haushundes verändert hat. Hunde sind weniger scheu als Wölfe. Sie sind nicht so ängstlich in Bezug auf neue Dinge, was im Zusammenleben mit dem Menschen natür-

lich sehr hilfreich ist, da ein Hund ständig mit Neuem konfrontiert wird.“

Bei so viel Anpassung bleibt die Frage: Was ist übrig geblieben vom Wold im Hund?

3. Der Wolf im Hund

Um genau zu erkennen, was den Hund zum Hund macht, zogen die Forscher wie Adam Miklosi (Uni Budapest) Wölfe und Hunde vom 5. Lebenstag an mit der Flasche auf, sozialisierten sie an die menschliche Umgebung und verglichen die Lernfähigkeit. Schon früh wurden Unterschiede deutlich.

1. Bereits als Welpen waren Wölfe z.B. kaum von Erziehungsmaßnahmen wie „Sitz“, „Platz“ oder Leinenführigkeit zu überzeugen.
2. Wölfe wählen Hunde, Hunde Menschen als Bindungspartner. In Versuchen testeten die Wissenschaftler, wie sich die Wolfs- und Hundewelpen mit ihren „Adoptivmüttern“ fremden Hunden oder Personen gegenüber verhielten. Ergebnis: Auch wenn der vertraute Mensch von allen Welpen am stärksten beachtet wurde, hatten die Wolfswelpen mehr Interesse am Hund und weniger Probleme, wenn sie mit einer fremden Person allein waren. Dr. Kaminski vermutet, dass die Wölfe keine so starke Bindung an einzelne Personen aufbauen. Hunde scheinen dagegen nach einer Bezugsperson zu suchen. „Das zeigen auch andere Versuche an Heimhunden. Hier wurden die Tiere an ein paar Tagen hintereinander für je 10 Minuten von einer für den Hund neuen Person betreut. Danach ließ man ihnen in einem Raum die Wahl, ob sie zum Bekannten oder einem unbekanntem Menschen gehen möchten. Das Ergebnis: Schon nach kurzer Zeit hatten die herrenlosen Hunde eine starke Bindung an den betreuenden Menschen aufgebaut.“ Die von Hand aufgezogenen Budapester Wölfe hatten folgerichtig keine Probleme damit, im Alter von vier Monaten von „ihren“ Menschen getrennt zu werden: Sie lebten sich im Rudel ein, zeigten keine Anzeichen von Trauer. Fazit: Wölfe sind unter Ihresgleichen glücklich, lässt man Hunden die Wahl, suchen sie sich Menschen als Bindungspartner.

MEHR WOLF, MEHR MENSCH – WAS STECKT IM HUND?

Zwei Seelen leben in der Hundebrust: die unseres engen Freundes, der mit tiefem Blick Stimmungen analysiert und kleinste Gesten versteht wie kein anderer. Draußen, vor der Haustür, lernen wir dann seine wilde Seite kennen. Sie sorgt dafür, dass eine spontane Karnickeljagd größeres Verzücken auf sein Gesicht zaubern kann als jedes Leckerli, mit dem Herrchen ver zweifelt winkt. Der Vergleich macht uns klar: Hunde sind nicht nur an uns angepasst, sie bleiben Tier: „Probleme entstehen dann, wenn aufgrund der besonderen Anpasstheit des Hundes an den Menschen vergessen wird, dass der Hund deshalb kein Mensch ist“, meint Verhaltensbiologin Dr. Juliane Kaminski. Vom Hund zu erwarten, dass er kausale Zusammenhänge wie Ursache (er hat das Kaninchen trotz Verbot gejagt) und Wirkung (deshalb gibt es heute kein Fressen mehr) verstehen könne, führt immer noch zu Missverständnissen zwischen Hund und Herrchen. Fazit: Hunde sind Mischgeschöpfe aus Kultur und Natur. Sie tragen in ihren Genen spezialisierte Fähigkeiten zur Kommunikation mit uns, gleichzeitig aber noch viel Wolfserbe im Blut. Es liegt an uns, diese zwei Seiten zu schätzen, im richtigen Maß zu fördern und damit in Einklang zu bringen. Gelingt uns das, haben wir nicht nur einen ausgeglichenen Begleiter an unserer Seite, sondern auch noch einen Hund glücklich gemacht.

SIPPEN CONTRA MULITKULTI

Wölfe leben in einer freundlichen, aber strikt hierarchischen Gemeinschaft, frei lebende Hunde schließen sich zu mehr oder weniger lockeren Verbänden zusammen. Dabei bleiben viele überlebenswichtige Elemente einer starken Solidargemeinschaft auf der Strecke. So ziehen im Wolfsrudel alle Mitglieder die Welpen gemeinsam auf, versorgen die Fähe am Bau, würgen später den Welpen Nahrungsbrei hervor. Beobachtungen an verwilderte Haushunden durch Bloch (2007) und Zimen (1992) zeigen dagegen: Die Mutterhündinnen werden nach dem Werfen nicht von der Gruppe versorgt. Sie sind gezwungen, ihre Welpen allein zu lassen um sich selbst Futter zu besorgen. Folge: nur ein Bruchteil der Jungen erreicht bei verwilderten Haushunden das Jugendstadium. Erik Zimen erklärte das Versagen bei der Jungenaufzucht mit dem Verlust des Gruppenzusammenhaltes. Weil im Alltag der Menschen nicht als Gruppe zusammen agiert, sondern jeder seine eigenen Wege geht, habe der Hund im Zuge der Domestikation die Fähigkeit zur „sozialen Koordination“, also dem Handeln im Sinne der Gruppe, verloren. Um erfolgreich jagen, das Revier gegen Eindringlinge verteidigen oder den Nachwuchs aufziehen zu können, hilft aber gerade ein unerschütterlicher Klassengeist. Der Feldforscher Günther Bloch konnte durch seine Studien an verwilderten Haushunden jedoch nachweisen, dass manche Elemente der sozialen Koordination noch erhalten geblieben sind: So nahm das Rudel den unerfahrenen Junghund Bellino bei Gefahr mittels Körperinsatz gezielt in seine Mitte, um ihn zu schützen. Auch bei Konfrontation mit Wildschweinen verhielten sich die Hunde als funktionierende Einheit: Sie schlugen an, warnten sich gegenseitig vor der Gefahr. Leider sind Jagen im Rudel, Aggressionsverhalten und Gruppenzusammenhalt unter vollkommen „freien“ Bedingungen noch nicht ausführlich erforscht, um gültige Aussagen über soziale Koordination in verwilderten Haushundegruppen machen zu können.

HUNDE LIEBEN SMALLTALK

Die Versammlung auf der Hundewiese Nachmittags um vier Uhr wäre für jeden echten Wolf wohl ein Graus. Er lebt sein Leben lang im vertrauten Kreis enger Verwandten, kennt seine soziale Stellung, markiert Reviergrenzen und jagt Eindringlinge zum Teufel. Dem Hund ist viel von dieser Einsiedelei verloren gegangen: besonders Stadthunde lieben spontane Zusammenkünfte mit immer neuen Hundegesichtern. Hier wird gespielt und gestritten und danach wieder Frieden geschlossen. Gut geprägte Hunde passen sich dabei sozialen Situationen variabel an, verkrümmeln sich im richtigen Moment, lösen Spannungen durch kleine Spielchen auf oder klären kurz und eindeutig die Rangverhältnisse für diesen Tag. Auch gegenüber Welpen zeigen sich Hunde oft nachsichtig: Wenn es „Welpenschutz“ nicht gibt (lesen Sie dazu auch den Bericht „Welpenschutz“ aus DOGS xx), benehmen sich manche Hunde beim Anblick tapsiger Pfoten und faltiger Gesichter plötzlich nährisch wie Menschen. Wölfe dagegen würden mit fremden Welpen wahrscheinlich kurzen Prozess machen. In der Wildnis werden Wolfswelpen vom Rudel gut bewacht und bleiben liebevoll versorgt innerhalb der Territorialgrenzen. Das tägliche Spiel in Gruppen mit wechselnder Zusammensetzung, der lose Gruppenverband verwilderter Haushunde – all das sind Teile eines eindeutigen Anpassungsprozesses an das Zusammenleben mit uns Menschen und bilden damit einen wesentlichen Unterschied zum Wesen und

Verhalten des nicht domestizierten Wolfes.

UND WER IST UNS DER NÄCHSTE?

Keine Frage: Mit Schimpanse und Bonobo teilen wir neben Genen auch viele Fähigkeiten, unter einem Dach würde sich das Zusammenleben aber eher schwierig gestalten, meint Dr. Kaminski. „Schimpansen sind Wildtiere, die sich spätestens mit Beginn der Pubertät zwischen dem 7. bis 9. Lebensjahr in die Hierarchie der Gruppe einfügen und diese herausfordern. Das geht in einer Gruppe von Schimpansen mit Kräftemessen einher, dem ein Mensch nicht gewachsen wäre. Ein Grund, warum „Mein Freund Charly“ im Fernsehen ein Baby ist: „Ein ausgewachsener Schimpanse ist nur sehr bedingt durch den Menschen kontrollierbar.“ Hunde dagegen haben sich dem Leben mit Menschen angepasst – besonders im Bereich der Kommunikation: „Hunde haben besondere Fähigkeiten entwickelt, menschliche Formen der Kommunikation zu deuten und zu nutzen. Sie scheinen in diesem Bereich Wölfen überlegen zu sein, und es liegt die Hypothese nahe, dass es sich hier um eine spezielle Anpassung an das Leben mit dem Menschen handelt.“ Im direkten Vergleich mit anderen domestizierten Tieren sticht der Hund heraus: Er kann kommunikatives Verhalten des Menschen am besten und flexibelsten nutzen, sagen bisheriger Studien der Forscher. Dass Menschen Hunde lieben und Hunde uns als Bindungspartner den Artgenossen vorziehen, hat einen Grund: wir können uns gegenseitig am besten verstehen. 